

„Guten Morgen, Herr Bauer. Wie geht es Ihnen?“ Die Visite steht vor meinem Bett im Krankenhaus. „Danke, gut“, antworte ich. „Nur heiße ich nicht ‚Bauer‘“.  
Am Tag vor meiner Operation ist es mir schon wichtig, dass da keine Verwechslung vorliegt.

Einander beim Namen nennen – das klappt nicht in jeder Situation. Doch, wo es auf Vertrauen und Verlässlichkeit ankommt, wo es wirklich um mich geht, da muss ich namentlich bekannt, da muss ich wiedererkannt und unverwechselbar ich selbst sein.

„Guten Morgen, Herr Bauer, wie geht es Ihnen heute – am Tag Ihrer Operation?“

Ich muss mich verhört haben – oder ein Déjà-vu.

Das hatten wir doch gestern schon. „Ich bin nicht Herr Bauer. Und heute ist meine Operation.“ Jetzt bin ich wirklich irritiert und wohl auch etwas ungehalten.

Die Ärzte merken das und entschuldigen sich umgehend. Ja, richtig, eine Verwechslung – nichts Beunruhigendes, alles im grünen Bereich.

Ich trage den Vornamen, den mir meine Eltern gaben. Und ich trage den Nachnamen meiner Familie. Menschen geben einander Namen und verbinden etwas Besonderes damit. Sie machen sich Gedanken über die Namen, geben sie weiter, geben ihnen einen verborgenen oder offensichtlichen Wunsch mit. Und Gott beauftragt seine Menschen am Anfang der Bibel, den Tieren einen Namen zu geben.

Dem „Rotkehlchen“ zum Beispiel, Vogel des Jahres 2021.

„Hallo, Herr Bauer, in einer Stunde ist ihre OP, machen Sie sich schon einmal bereit.“ Der Arzt, der gerade in mein Zimmer getreten ist, wirft mir einen aufmunternden Blick zu. Nun reicht es mir. Das Vertrauen ist verspielt. Der Arzt macht auf dem Absatz kehrt und ist wenig später wieder da. Es gab vor meiner Ankunft einen Zimmertausch, erklärt er mir. Doch meine Patientenakte ist die richtige und eine Verwechslung bei der Operation ausgeschlossen.

Nicht ganz. Ich bin angewiesen darauf, dass mein Name fällt!

Kein „du da vorne“ oder „Sie da hinten“ oder „Wie heißen Sie noch gerade?“

Insgeheim nehme ich mir vor, mehr auf Namen zu achten. Wie kann man, kann ich ‚Namen behalten‘ trainieren?

„Ich habe dich bei deinem Namen gerufen; du bist mein!“, spricht Gott zu seinem Volk, als es in einer schweren Krise steckt. Und Jesus spricht zu Menschen, die in seinem Namen unterwegs sind: „Freut euch, dass eure Namen im Himmel geschrieben sind.“

Nach der Operation unterhalte ich mich mit einem Pfleger über die Namens-Verwechslung.

Er hört interessiert zu. Dann muss er zu einem anderen Patienten.

Doch vorher dreht er sich noch einmal zu mir um:

„Ihnen noch alles Gute, Herr Bauer“, sagt er und zwinkert mir zu.

Ich bin ein Hochstapler.

Inzwischen müssten die meisten sowieso mitbekommen haben, dass ich eine Fehlbesetzung bin, nur durch Zufall die Chance bekam. Die anderen machen das sowieso alle viel besser als ich.

Sieben von zehn Personen haben häufig das Gefühl, dass sie für die Arbeit, die sie leisten, nicht „gut genug“ sind. Dass sie nur zufällig die Stelle bekleiden, die sie jetzt innehaben, und jemand anderes sie wesentlich besser ausfüllen würde. Und gelingt ihnen etwas, waren es Zufall oder Glück – oder die anderen. Eine Art Minderwertigkeitskomplex, der sich vor allem auf berufliche Leistungen und Leitungsaufgaben bezieht, doch mit Sicherheit auch im Privaten, in Vereinen und ehrenamtlicher Arbeit anzutreffen ist.

Immer unter der Überschrift: Eigentlich kann ich das hier gar nicht. Und es ist nur eine Frage der Zeit, bis die anderen es merken.

Die psychologische Forschung wurde Mitte der Siebziger Jahre auf diese Form der Selbstwahrnehmung aufmerksam und gab ihr den Namen „Hochstapler-Phänomen“. Dabei sind die Personen, die sich damit rumplagen, gerade keine Hochstapler. Sie fürchten sich nur davor, von anderen als solche enttarnt zu werden.

Unabhängig von sozialer Herkunft, Geschlecht und Gender, beruflicher Hierarchie und Verdienst tritt das Phänomen auf. Und wer sagt, dass nicht auch eine göttliche Führungsperson wie Jesus unter diesen Selbstzweifeln gelitten haben könnte?

Vielleicht half es ihm, dass ihn einer seiner engsten Freunde für den Christus, den Gesalbten Gottes hielt, als er ihn direkt einmal danach fragte. Oder dass Jesus Gottes Stimme hörte, die zu ihm sprach: „Du bist mein geliebter Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe.“

Und wir so? Dem Umstand, sich zu wenig zuzutrauen, den Namen „Hochstapler-Phänomen“ geben zu können, kann ein erster Schritt in die richtige Richtung sein.

Zu wissen, dass es anderen ebenso wie mir geht, auch.

Es einander einzugestehen, heißt: Vertrauen wächst.

Einander zu sagen, dass wir uns zwar so fühlen, und trotzdem keine Mogelpackungen sind. Einander zu bestärken in den Erfolgen und Leistungen. Und gemeinsam darüber zu lächeln, sobald wir das, was uns gelingt, nur dem Zufall, den besonderen Umständen, dem Glück oder den anderen zuschreiben.

So lässt sich die Stimme des Himmels auch für uns leichter hören:

„Du bist meine geliebte Tochter und du mein geliebter Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe.“

„Kannst du rasch mal nachschauen, ob wir noch Brot im Hause haben?“

Alltägliche Teamarbeit in Sachen Küche und Einkauf. Die eine schreibt die Liste, der andere öffnet die Schränke und schaut nach. „Brot ist noch da. Butter ist knapp. Milch ist keine mehr da.“

Schaut hin, dann wisst ihr, was ihr habt. Und das, was ihr habt, sind eure Ressourcen. Die stehen euch zur Verfügung, mit denen könnt ihr rechnen. Den Rest gilt es noch zu beschaffen. So einfach ist das.

Sag mir, was du im Hause hast. Es muss dieser Satz gewesen sein, an den sich Jesus erinnert. Bei ihm geht er so: Schaut hin, wie viele Brote ihr dabei habt. Jesus ist mit seinen Leuten unterwegs, als eine große Menschenmenge ihm in die Steppe folgt.

Niemand hat an Proviant gedacht, so groß ist die Neugier.

Geht hin und seht nach, wie viele Brote ihr dabei habt, bittet Jesus seine Leute und denkt dabei an die uralte Geschichte vom Propheten Elisa. Der hatte einer Witwe die Frage gestellt: „Was hast du im Hause?“ Die Witwe war mittellos geworden und sollte nun auch noch ihre beiden Söhne in die Lohnsklaverei geben.

Die Witwe schaut nach. Ein Krug Öl ist noch im Hause. Über mehr Ressourcen verfügt die arme Frau nicht. Und nun gibt Elisa der verblüfften Witwe weitere Anweisungen: Die Frau soll ihre gesamte Nachbarschaft abklappern und sich leere Gefäße organisieren. So viele wie möglich. Jetzt soll sie die geliehenen Gefäße füllen, die ihr die Söhne bringen. Auch das tut sie. Am Ende stehen all die Töpfe und Krüge bis an den Rand mit Öl gefüllt im Hause. Ein Wunder.

Schaut nach, was ihr im Hause habt. Beginnt mit dem, was ihr habt. Tut das Mögliche.

Morgen startet der dritte Ökumenische Kirchentag in Frankfurt am Main. Sein Motto lautet „schaut hin“. Es nimmt Jesu Impuls auf. Und seine Leute schauen hin und entdecken fünf Brote und zwei Fische. Der Anfang ist gemacht. Jesus dankt und bricht das Brot.

Und die Jünger verteilen es an die vielen. Alle essen, und alle werden satt.

Schauen Sie doch mal nach. Was haben Sie bei sich?

Lebenserfahrung, Neugier, Lebenslust. Wertschätzung, Zeit und Liebe; das, wofür Sie brennen. Etwas, das andere im Moment gut gebrauchen können.

Schaut hin. Das wenige reicht. Vor Gott ist es viel. Beginnen wir mit dem, was wir haben.

Sieben Mal! Exakt sieben Mal! Heute habe ich mitgezählt: Allein sieben Mal innerhalb einer 15minütigen Nachrichtensendung! Sieben Mal hält die Fernsehkamera direkt auf einen nackten Oberarm. Und sieben Mal sticht die Injektionsnadel einer Spritze hinein.

Zu jeder Reportage, jedem Beitrag zum momentanen Impfgeschehen gibt es neben geduldigen Warteschlangen und weiträumig aufgestellten Stühlen in riesigen Impfzentren anscheinend vor allem ein Motiv, das immer und immer wieder abgefilmt wird:

Die Impfung selbst: Der Haut, das Instrument mit der Nadel, der Stich.

Die einen bemerken das gar nicht. „Was erzählst du da? Impfungen – so viele? Habe ich gar nicht mitgekriegt. Der kleine Piecks, da mach ich kein großes Gewese drum.“

Die anderen erinnern sich an banges Warten vor Behandlungsräumen in der Schulzeit.

Wer weiter hinten im Alphabet war, musste lange warten. Dann der Angstschweiß auf Stirn und in den Handflächen, der Geruch des Desinfektionsmittels, die Anweisungen der Schulmedizinerin. Die Nadel, die unter die Haut geht, der Schwindel oder die Übelkeit.

Etwas geht mir im wahrsten Sinne des Wortes unter die Haut, löst körperliche Reaktionen aus und macht Angst. Und auf einmal besteht die ganze Welt nur noch aus Impfungen, und seien es die abgefilmten aus dem Fernsehen.

5

Ich stehe im dunklen Keller und halte den Kegel meiner kleinen Taschenlampe wie gebannt auf die dicke Mauer vor mir. Kein Ausweg. Kein Entkommen. Schau hin. Da geht nichts. Du bist ausgeliefert.

Nicht ganz: lass locker in Schulter und Arm und bewege mal versuchsweise den Kegel deiner Taschenlampe. Erstmal nur ein wenig nach oben und unten, nach rechts und links. Dann mutiger auf Boden und Decke und von einer Wand zur nächsten. Sieh mal an, da ist eine Tür. Wer hätte das gedacht.

Wovon lassen sich Ihre Blicke fangen? Woran bleiben Sie beständig hängen?

Egal, was es ist. Es gibt ein daneben. Ein darüber und ein darunter. Eine andere Seite. Eine Tür.

„schaut hin“ – ist das Motto des Ökumenischen Kirchentages, der zurzeit in Frankfurt am Main und im digitalen Netz stattfindet.

Hinschauen, dahin, wo es sich lohnt, dahin, wo sich Türen öffnen, das lässt sich einüben. So machen Impfungen Sinn und die Bilder davon keine Angst mehr.

Was da wohl noch alles auf uns zukommt, frage ich mich und blicke von der Zeitung auf. Die Zahlen sinken langsam, doch der Unmut wächst weiter und treibt merkwürdige Blüten. So vieles hat noch immer geschlossen, das Leben fühlt sich so eng an und einsam. Die Nachrichten gleichen sich seit Monaten. Alles schon gelesen, gesehen, gehört, im eigenen Kopf freigedreht, den Tunnelblick aufgesetzt, allein, dass da am Ende das Licht sehr verhalten und nur von Zeit zu Zeit aufscheint. Ich brauche dringend eine neue Perspektive.

„Was sucht ihr den Lebenden bei den Toten?“ – die lichten Worte des Engels vom Ostermorgen hallen durch meine ansonsten stockfinstere Höhle. Tatsächlich leben wir *noch immer* in der Osterzeit. Die dauert nämlich 50 Tage und geht bis zum Pfingstfest.

„Was sucht ihr den Lebenden bei den Toten?“, bekamen die Frauen zu hören, die früh am Morgen zum Grab von Jesus liefen. Sie suchen ihn in der leeren Grabhöhle. Doch Jesu Leichnam ist nicht da, ist nicht hier und ist nicht *dort, wo* sie ihn vermuten: In der Höhle. Und er ist nicht *das, was* sie vermuten: Tot.

„Was sucht ihr den *Lebenden* bei den Toten?“ – Unter Angst und Schrecken, Zittern und Zagen geschieht das Entscheidende: Ein österlicher Richtungswechsel! Eine neue Perspektive auf das, was geschehen ist und auf das, was geschieht und geschehen wird. Nicht in der Leere einer dunklen Höhle findet sich lebenswertes Leben, sondern in der Weite, die ich sehe, sobald ich mich mit den Frauen umwende, die Richtung ändere, den Blick hebe, auf anderes und auf andere schaue, nachdem ich die Leere lange genug und schmerzhaft wahrgenommen habe.

„schaut hin“ ist das Leitwort des dritten Ökumenischen Kirchentages, der seit diesem Mittwoch im Wesentlichen digital stattfindet.

Ein solches „Schauen“ nimmt wahr und geht nicht daran vorbei.

„Schauen“ übernimmt *Verantwortung* und handelt danach.

„Schauen“ nimmt mehr noch wahr, schaut sich um – nach allen Seiten und entwickelt neue Perspektiven.

Die Höhle ist leer. Ebenso noch die Theater, die Kneipen, die Restaurants und die Kirchen. Das nehme ich wahr, und das schmerzt. Doch mein Blick bleibt nicht länger im Dunkel hängen. Ich vollziehe einen Richtungswechsel, suche neue Perspektiven, am besten mit anderen zusammen. Schaut hin! Dann seht ihr, wer mit euch auf dem Weg ins Leben ist.